

„Baruchs Schweigen“ in Fürth

Monster der Vergangenheit



Szene aus der auch bilderstarken Premiere in Fürth.

Foto: Thomas Langer

Geisterbeschwörung? Seit vielen Jahren wissen wir, dass die Erscheinungen, die wir früher für Geister und Dämonen hielten, psychische Zustände sind, Knoten in der Seele, Traumata. Deswegen ist es klug und richtig, dass Regisseur Bruno Berger-Gorski am Stadttheater Fürth die Szenen aus Ella Milch-Sheriffs Kammeroper „Baruchs Schweigen“ in die Situation einer Psychotherapie-Sitzung verlegt. Im Libretto der israelischen Autorin Yael Ronen ist noch von Geistern die Rede. Aber diese Geister sitzen im Kopf der Komponistin. Mit der Oper hat Milch-Sheriff ihre drückenden Familienerfahrungen be- und verarbeitet. In Fürth kann man verfolgen, wie so ein Prozess funktioniert.

„Baruchs Schweigen“ wurde aus Anlass des 50jährigen Bestehens der diplomatischen Beziehungen zwischen Deutschland und Israel auf den Fürther Spielplan gesetzt. Eine gute Entscheidung, denn es ist gut, diese Oper kennenzulernen. Vor fünf Jahren wurde sie in Braunschweig uraufgeführt: ein eindrucksvolles Werk intensiver, illustrativer Musik, dazu eine beinahe analytische Auseinandersetzung mit den Vernichtungserfahrungen der Einwanderergeneration Israels, die sich traumatisierend auf die zweite und sogar dritte Generation vererben.

In Fürth erlebt das Publikum eine Gruppentherapie. Ein heller Bühnenkasten suggeriert einen festen,

geschlossenen Raum (Ausstattung: Thomas Dörfler). In der Rückwand zeigt ein Fenster die Skyline von Tel Aviv. Diese Rückwand wird irgendwann stürzen. Auch die Seitenwände fallen. Diskrete Projektionen der Judenverfolgung in Europa flimmern. Nichts ist sicher. „Die Tochter“ als zentrale Figur der Oper verliert den Boden unter den Füßen, als sie nach der Geschichte ihres Vaters forscht. Nach dem Tod hat er ein Tagebuch hinterlassen, das von seiner Flucht vor den Nazis berichtet, vom Tod seiner Frau, seines ersten Kindes.

Frei von allem Betroffenheitspathos

Bruno Berger-Gorski visualisiert die Rückblenden in die Zeit des Terrors mit den Methoden einer Familienaufstellung. Das verhindert, dass die Akteure sich in die Figuren einfühlen und womöglich einem Betroffenheitspathos erliegen. So wird das Schicksal Baruchs in seinen Schmerzen klar, ohne Sentiment zu entfalten.

Alle Akteure auf der Fürther Bühne sind darstellerisch äußerst präsent und stimmlich ohne jeden Einbruch. Uta Christina Georg als Tochter, Till von Orlovsky als Vater, Eva Resch als Mutter, Einat Aronstein, Lorin Wey, Shira Karmon, Karl Huml, Philipp Pätzold und Carl Schreiber als „Geister“ der Geschichte. Manchmal fungiert das Ensemble als kommentierender oder verstärkender Chor. Dann

lösen sich die Protagonisten in Einzelstimmen und Einzelrollen auf und verkörpern die „schwarzen Vergangenheitsmonster“.

Getragen werden sie von einer Komposition, die ganz ähnlich funktioniert. Soloinstrumente stimmen Motive an, tragen sie ins Tutti des Orchesters. Unter dem Sprechgesang der Protagonisten liegt eine Klangfolie, die an suggestive Filmmusik erinnert. Plötzlich wird ein Walzer zitiert, ein Kinderlied, wird zerrissen von Percussion, verflüchtigt sich beinahe und ballt sich wieder im Crescendo. Dirigent Walter Kobéra arbeitet mit dem Ensemble Kontraste die tonalen Strukturen klar heraus.

Eine einzige Schwachstelle gibt es: ausgerechnet das neunte Bild, in dem der Vater mitschuldig wird an einem Mord. Das ist sowohl dramaturgisch wie kompositorisch wie inszenatorisch belanglos, weil es das Geschehen nicht verdichtet. Aber das ist rasch vergessen. Am Ende bleibt der Himmel leer, doch Verstehen und Vergeben ist möglich geworden.

Das Fürther Publikum applaudierte dem Ensemble kompakt und anhaltend, sprang aber nicht einmal zu Standing Ovations auf, als die Komponistin erschien. „Das ist zu schwer“, sagte eine Zuschauerin beinahe entschuldigend. Das ist richtig. Begeistert darf man von „Baruchs Schweigen“ trotzdem sein. (Nächste Vorstellungen: 17. bis 20. Juni)

Herbert Heinzlmann